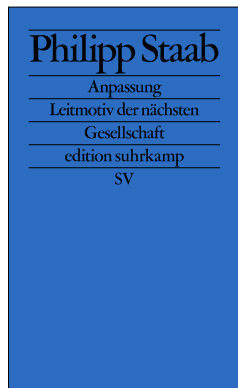


DOI: 10.5771/0342-300X-2024-4-317



PHILIPP STAAB

ANPASSUNG
LEITMOTIV DER NÄCHSTEN
GESELLSCHAFTSuhrkamp Verlag
Berlin 2022ISBN 978-3-518-12779-7
240 Seiten, 18,00 €

© WSI Mitteilungen 2024
Diese Datei und ihr Inhalt sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck und Verwertung (gewerbliche Vervielfältigung, Aufnahme in elektronische Datenbanken, Veröffentlichung online oder offline) sind nicht gestattet.

Soziologische Zeitdiagnosen widmen sich in der Regel neueren Entwicklungen, die Gegenwartsgesellschaften auszeichnen. Philipp Staab testet in seinem Buch „Anpassung“ die Grenzen dieses Genres aus, indem er sich ausdrücklich dem „Leitmotiv der nächsten Gesellschaft“ zuwendet. Auf 240 Seiten skizziert er dafür die sich immer stärker in den Vordergrund drängenden Selbsterhaltungsfragen gegenwärtiger Gesellschaften. Mit den menschengemachten, katastrophalen Klimaveränderungen und der Corona-Pandemie analysiert Staab zwei konkrete Beispiele, die auch außerhalb des soziologischen Fachdiskurses auf Interesse stoßen dürften. Er untersucht konzeptionell wie empirisch das Anpassungsmotiv als mögliche Antwort. Arbeitnehmer*innen in sogenannten „systemrelevanten“ Branchen während der Corona-Pandemie werden von Staab als „Anpassungs-Avantgarde“ gedeutet, die die Gesellschaft am Laufen hält und sich gleichzeitig in ihrer Lebensführung auf die neue, prekäre Lage einstellen muss. Laut Staab geht die „adaptive Lebensführung“ dieser Avantgarde mit der „Sehnsucht“ nach einer technokratisch ausgerichteten Regierungsform einher, die Lebensführung und Lebensgrundlagen schützt. Diese „protektive Technokratie“ skizziert Staab als eine mögliche Zukunft der Demokratie.

Direkt nach einem Zitat des 2015 verstorbenen Meisters der Zeitdiagnose, Ulrich Beck, beginnt das Buch mit der Frage: „Könnte es sein, dass die moderne Semantik des Fortschritts, der Individualisierung, der Emanzipation und der Demokratisierung die falschen Anker für eine Analyse der Gegenwart und der erwartbaren Zukunft liefert?“ (S.7) Dahinter verbirgt sich Staabs These, dass sich „die nächste Gesellschaft“ auf Selbsterhaltungsprobleme einstellen muss. Das ist vor dem Hintergrund der Vielzahl aktueller Krisen ein plausibler Ausgangspunkt.

Nach der Einleitung rekonstruiert Staab aber zunächst ausführlich soziologische Leiterzählungen über moderne Gesellschaften und argumentiert konsequent dafür, die heiligen Kühe der linksliberalen Soziologie wie Selbstentfaltung, Emanzipation und Fortschritt zu schlachten. Er rechnet herrschaftskritischen „Soziologien der Freiheit“ vor, dass sie in ihrem Fokus auf soziale Ungerechtigkeiten den Blick für die kollektiven Selbsterhaltungsvoraussetzungen von Gesellschaften verloren haben. Kapitalismuskritik greife zu kurz, wenn sie sich lediglich auf ungleiche Konsummöglichkeiten beziehe. Vielmehr müsse die Zerstörung der natürlichen Bedingungen der Reproduktion von Gesellschaft durch den globalen Kapitalismus als Ursache der ökologischen Krise in den Fokus rücken. Die Überforderung der Einzelnen, deren Berufs- und Privatleben immer weiter verschwimme, hebt Staab als zusätzliches, subjektives Selbsterhaltungsproblem der Gesellschaft hervor. Die positive Vision von Zukunft als offener Horizont, von der die moderne Fortschrittssemantik getragen wird, sei für jüngere Generationen nicht mehr anschlussfähig. Staab greift hierfür in erster Linie auf die Shell Jugendstudien zurück und stellt fest: „Statt eines em-

phatischen Zugriffs auf die Zukunft sind die Sicherung der individuellen Lebensverhältnisse und das Verhindern katastrophaler Zustände für das politische Handeln der Jugendlichen zentral“ (S.78).

Eine an dieser Stelle systematisch interessante Frage ist, welche Heuristiken für eine soziologische Zukunftsdiagnose tauglich sind. Staab sucht dafür in aktuellen Krisenlagen wie der Klimakrise oder der Corona-Pandemie nach „Avantgarden“, deren Lebensführung bereits auf zukünftige Gesellschaften verweist. Er findet dabei die Klimabewegung und diejenigen Arbeitnehmer*innen, die „systemrelevante“ Infrastrukturen aufrechterhalten. So hofft er, für einen Blick in die Zukunft aus der Quelle des „zeitgenössischen Krisenbewusstseins“ schöpfen zu können (S.107). Die Fokussierung auf ausgewählte Gesichtspunkte (bei Beck: „Risiko“, bei Reckwitz: „Singularität“, hier: „Anpassung“) mag für Zeitdiagnosen notwendig sein. Insbesondere in der Darstellung der „Adaptiven Rebellion“ der Klimabewegung geht Staab mit der Zuspitzung allerdings zu weit. Er verengt in seiner Darstellung die Forderungen der Bewegung auf den Appell „Listen to the Science!“ und schließt daraus auf eine Forderung nach technokratischer Umsetzung wissenschaftlich fundierter Lösungen. Staab übergeht, dass die Forderung nach öffentlicher und politischer Rezeption des aktuellen Stands der Klimaforschung durch die Forderung nach (intergenerationaler und globaler) Klimagerechtigkeit flankiert wird. Die Literatur zum Framing der Klimabewegung kommt bei Staab nicht vor, stattdessen verlässt er sich hier, wie an vielen anderen Stellen auch, auf die – sehr lesenswerten, aber bereits pointierten – Analysen Ingolfur Blühdorns. Wenn man die Gerechtigkeitsfragen ausblendet, liegt die von Staab (re)konstruierte Sehnsucht der Klimabewegung nach technokratischen Lösungen angesichts der notwendig wissenschaftsgestützten Anpassungsmaßnahmen gegenüber Klimaveränderungen tatsächlich nahe.

Bei den Arbeiter*innen der „systemrelevanten“ Sektoren Gesundheit, Bildung/Erziehung, Sicherheit und materielle Infrastrukturen während der Corona-Pandemie arbeitet Staab seine (Re)Konstruktion „technokratischer Sehnsucht“ weiter aus. Auf Basis von 79 narrativen Interviews stellt er fest, dass „das Feld von strukturellen Überforderungskonflikten geprägt“ (S.146) sei. Das Berufsleben sei von hohen Belastungen bestimmt, die Lebensführung werde in der Pandemie in „solidarische Mikromilieus“ (S.149) verlagert. Dieser Rückzug in die Familie und den engsten Freundeskreis gehe mit einer output-orientierten Perspektive auf Politik einher. Diese Ergebnisse sind zunächst wenig überraschend und ließen sich auch mit sozialpsychologischen Studien unterfüttern: Stress führt zu einer Verengung des Fokus auf den sozialen Nahraum, große politische Fragen geraten aus dem Blick. Anhand der Interviews rekonstruiert Staab nun aber noch vier „Elemente“ einer „Vorstellung der guten Gesellschaft“ (S.165) der Befragten. Erstens wünschen sie sich eine Nivellierung der Sozialstruktur, eine fairere Gesellschaft.

BESPROCHEN VON

Niklas Haarbush ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Institut für Soziologie der Universität Münster.

Zweitens wünschen sie sich klare Verantwortungs- und Kompetenzhierarchien, effektive Führung und effiziente Arbeitsteilung. Ideale einer herrschaftsfreien Arbeits- und Lebenswelt treten dagegen in den Hintergrund. Drittens befürworten sie klare Regeln für alle, was gerade in Zeiten der Corona-Pandemie nachvollziehbar ist – man denke an Konfrontationen mit Masken- oder Impfverweigerer*innen. Viertens solle eine solche Gesellschaft „forderungsfreie Zeit“ garantieren: „Man sehnt sich nach Entlastung“ (S. 171). Die Darstellung der Wünsche von während der Pandemie stark belasteten Personen ist sehr anschaulich. Offen bleibt allerdings die Frage, inwiefern hier eine „Avantgarde“ (S. 178) der nächsten Gesellschaft untersucht wurde. Muss man Staabs Einschätzung teilen, dass die Pandemie die „Generalprobe für zukünftige Adaptionskrisen“ (S. 141) ist und dass das Stress-Niveau zukünftiger Gesellschaften dem überarbeiteter Intensiv-Pfleger*innen auf der Corona-Station entspricht?

Staab geht davon aus, dass die Technokratie-Sehnsucht gesellschaftlich breiter verankert ist. Er sieht „neue, technik- und expertisegestützte Herrschaftsformate als ein entscheidendes Element der Selbstthematization von Gesellschaften“ (S. 182). Kompetentes politisches Entscheiden sei vielen Bürger*innen zunehmend wichtiger als ausgiebige öffentliche Beratung im hoch getakteten demokratischen Wettbewerb. Das Demokratieverständnis, das der (re)konstruierten „behutsamen“ Demokratiekritik (S. 178) zugrunde liegt, wird leider nicht viel klarer definiert. In Rekurs auf Schumpeter erklärt Staab, Demokratie müsse jedenfalls nicht durch Technokratie ersetzt werden. Vielmehr sei Technokratie bereits ein Element bestehender Demokratien. Im Angesicht zunehmender sozial-ökologischer Krisen gelte es nur, die Sicherheit der Bürger*innen und der Gesellschaft insgesamt zu gewährleisten, ohne dass der Demokratie-Alltag mit umständlicher Bürokratie und politischem Schaulaufen als Störfaktor dazwischenkomme. Einer eigenen Bewertung dieser (re)konstruierten Demokratiekritik möchte sich Staab ausdrücklich enthalten. Mit erstaunlicher Emphase führt er dann aber weiter aus, dass ein zukünftiger „Formwandel der Demokratie“ gelingen könne, wenn Technokratie „mit dem ludischen Experimentalismus der adaptiven Praxis“ verknüpft werde (S. 197f.). Was all das im Endeffekt heißen soll, bleibt unklar. Der „ludische Experimentalismus“ wird im Kapitel zuvor als Freiraum von gesellschaftlichen Anforderungen im Zuge der Corona-Pandemie eingeführt. Ohne Zugang zu sozialen Großevents und Konsumtempeln entstanden Räume, die kreativ gefüllt wurden – etwa indem zu Hause selbst mit Sauerteig experimentiert wurde, statt Brot im Supermarkt zu kaufen. Die (Re)Konstruktion der technokratischen Sehnsucht erfolgt selbst eher ludisch-explorativ als mit rigoroser konzeptueller Schärfe. Zuletzt hängt für Staab ohnehin alles an der Konditionalformulierung: „Ob eine solche Herrschaft langfristig legitimationsfähig und damit stabilisierbar wäre, entschiede sich wohl an den Fragen, wie nachhaltig die sie motivierenden Selbsterhal-

tungsprobleme die gesellschaftliche Selbstwahrnehmung prägen und wie sehr die entsprechenden Gesellschaften in der Lage wären, die Partizipation an technokratischer Selbsterhaltung als sinnhaften Bezug der Lebensführung auf Dauer zu stellen“ (S. 198).

Staabs kraftvolle Platzierung der ökologischen Selbsterhaltungsthematik ist gut zu lesen – insbesondere in der ersten Hälfte des Buches. Auch die Studie zu Arbeiter*innen in „systemrelevanten“ Sektoren ist spannend. Die damit verknüpfte Zukunftsdiagnose regt zum Weiterdenken an. Allerdings bleiben Zweifel, ob sich die „technokratische Sehnsucht“ auf diese Weise herleiten lässt und die theoretischen Implikationen wirklich Neues liefern. Vielleicht empfiehlt sich an dieser Stelle ein zusätzlicher Blick in die klassische politische Kulturforschung. Hier war man in den 1950er und 1960er Jahren bereits der Ansicht: Entpolitisierte und rein output-orientierte Teile der Bevölkerung tragen zur Stabilisierung einer Demokratie bei. Auch Selbsterhaltungsprobleme der Gesellschaft wurden von amerikanischen Strukturfunktionalisten wie auch konservativen deutschen Soziologen dieser Zeit prominent thematisiert. So entsteht der Leseindruck, dass es sich bei Staabs Gesellschaftsbeschreibung um ein „Zurück in die Zukunft“ handelt. Es bleibt zu hoffen, dass sich die Zukunft mit verspielt-experimenteller Technokratie von einer Zukunft unterscheidet, in der die Demokratie schlicht verspielt wurde – sollte es angesichts der sich zuspitzenden sozial-ökologischen Krise überhaupt eine gesellschaftliche Zukunft geben. ■